

*Liebe Freunde, liebe Familie, liebe Unterstützer,*

„Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.“ - Diese Weisheit sprang mir entgegen als ich im letzten (chilenischen) Frühling mein Glückskeks öffnete - eine kleine Aufmerksamkeit unserer Entsendeorganisation FIFAr.

Damals ahnte ich noch nicht, wie oft ich mich an diesen Spruch zurückerinnern würde.

Seit einem guten Monat befinde ich mich wieder auf deutschem Boden – meiner Heimat? Tausende Kilometer entfernt, am anderen Ende dieser Welt, in einem kleinen Ort namens San Felipe nimmt alles seinen gewohnten Lauf. Mit dem Unterschied, dass meine Mitfreiwilligen und ich nun nicht mehr dort sind.

Es ist, als wache man aus einem langen Traum auf. Die Zeit scheint zunächst stehengeblieben, doch bei genauerem Hinsehen hat sich alles verändert. Die große Welt (Europa, Deutschland), die Kleine (mein näheres Umfeld), mein Außen (mein Alltag) und mein Innen (mein Erfahrungsschatz). In Europa ist während unserer Abwesenheit viel passiert, politisch und gesellschaftlich – leider, so in meiner Wahrnehmung, nicht unbedingt zum Guten. Im September beginnt mein Master, ich werde soziale Arbeit studieren. Meine Erfahrungen in Chile haben mich sehr darin bestärkt, mich auf diesen Bereich zu spezialisieren. Trotz der hiesigen Verpflichtungen, denen aktuell nachzugehen ist (Wohnungssuche etc.) sind meine Gedanken nicht selten in Chile. Nicht viel Zeit ist verstrichen seit unsere Nachfolger im längsten Land der Welt angekommen sind und unsere ehemaligen Zimmer bezogen haben.

Es fühlt sich an als wäre ich noch gestern durch die Straßen San Felipes gelaufen. Vorbei an den freundlichen, stets umherrufenden Straßenverkäufern, den umherwuselnden, sich gegenseitig ärgern den Schulkindern, den vielen Straßenhunden, die mich neugierig beschnüffeln. Der Geruch frisch frittierter Sopaipillas, der immer gleiche Klingelton eines Handys – als würde es nur diesen einen geben, meine Mitfreiwillige Maite, die mir vorschlägt „noch eben“ ein Eis bei unserer Lieblingseisdieler „Olguin“ zu essen. Oder doch lieber ein Alfajor? Bei so viel Entscheidungsunsicherheit essen wir am besten gleich beides.

In guter Erinnerung bleiben mir auch die allabendlichen Treffen mit meinen Mitbewohnerinnen im Flur unseres Hauses, zwischen Maites und meinem Zimmer; dort, wo sich auch viele „Wollmäuschen“ und weniger harmlose Spinnen wohlfühlten. Meist sprachen wir über unseren Arbeitstag, über „skandalöse“, aber auch ganz alltägliche Dinge. Wir haben viel zusammen gelacht, und manchmal auch geweint.



*Einblick in unsere Küche: Faiza im Backwahn!*

Unvergessen bleibt unser Abschied in unserem Hauptprojekt, dem Jungenheim *Casa Walter Zielke*; kaum etwas ist mir schwerer gefallen. Noch ein letztes Mal haben wir zusammengessen und gegessen, gemeinsam den schönen Klängen eines Konzertes gelauscht, Scherze gemacht, gelacht und uns auf und in den Arm genommen. So schön wie der Abend anfang, so traurig endete er, mit vielen Tränen. Nach unserer 1001. Umarmungsrunde verließ ich zusammen mit Faiza und Maite die Casa. Auf dem Weg nach Hause konnten wir uns nicht mehr „beherrschen“, die Tränen flossen nur so; und mein lautes Schluchzen war mir echt peinlich, ich fühlte mich wie 14 mit gebrochenem Herzen.



*Casa-Ausflug nach Viña del Mar*

Im Laufe dieses Jahres hat sich im Umgang mit den Jungs eine Vertrautheit entwickelt, die ich weder idealisieren noch herunterspielen möchte. Es war längst nicht immer leicht; mit jedem der Jungs gab es schwierigere und fröhlichere Zeiten. Manchmal auch beides gleichzeitig. Wie oft wurde meine Geduld strapaziert; wie oft trafen gute Absichten auf Unverständnis und Widerwillen; wie oft war ich frustriert, weil ich mich nutzlos fühlte?

Nicht mit allen Jungs hatte ich gleichermaßen viel zu tun; und auch wenn es „unprofessionell“ ist, hatte auch ich meine „Lieblinge“. Es wäre anmaßend zu behaupten, dass es eine klare Rollenverteilung gab, wir Freiwilligen als „Helfer“ und die Kinder, Jugendlichen und Senioren unserer Projekte als die „Hilfe-entgegen-Nehmenden“.



Oft genug war es sogar umgekehrt. Gerade zu Anfang waren wir sehr auf die Hilfe anderer angewiesen. Wir sprachen nicht ihre Sprache, wir wussten nicht, wo was wie zu machen war. In allem mussten wir angeleitet werden; das erforderte viel Vorschuss an Geduld und Vertrauen. Beides erhielten wir, und dafür bin ich sehr dankbar.

Ein Freiwilligendienst macht (leider) niemanden zu einem besseren Menschen, bestenfalls kann er helfen Persönlichkeitsentwicklungen anzustoßen bzw. anzufeuern und den Blick zu weiten. Dieser sollte allerdings bereits vor dem Dienst „offen“ sein, andernfalls bleibt es bei einer ignoranten, selbstzentrierten Sichtweise, die möglicherweise noch von verstärkten, weil als „bestätigt“ wahrgenommenen Vorurteilen unterfüttert wird.

Die gängige Kritik an Freiwilligendiensten hat durchaus ihre Berechtigung. Warum unqualifizierte, der Sprache nicht mächtige junge Menschen in ein fernes Land schicken statt einheimisches,

qualifiziertes Personal anzustellen? Und haben wir denn nicht selbst genug Bedarf an freiwilligen Hilfskräften, etwa in Flüchtlingsheimen?

Ich vermag diesen Kritikpunkten nichts Schlagkräftiges entgegenzuhalten. Als Freiwillige/r hat man oft mit der Frage nach der (eigenen) Sinnhaftigkeit zu ringen, dabei geht es längst nicht nur um die Außendarstellung, sondern auch um das Selbstverständnis. Warum mache ich diesen Dienst, was erhoffe ich mir davon? Große Worte fallen: „Ich will die Welt verändern“, „ich will helfen“, „ich will mich selbst finden/über mich hinaus wachsen“. Nicht selten folgt diesen Worten Ernüchterung; oder aber eine rückwirkende „Verklärung“ des Erlebten.

Eines steht fest: die Möglichkeit, einen Freiwilligendienst zu leisten ist ein großes Privileg, von unschätzbarem Wert. Die „Klienten“ unserer Projekte können nur davon träumen in eine ferne Welt zu reisen und dort für viele Monate zu leben. *Wie* wir als Freiwillige jedoch unseren Platz ausfüllen, *wie* wir unsere Aufgaben erfüllen, darin liegt unsere Freiheit. **Es liegt an uns, diesem Dienst Sinn zu verleihen.** Wir alle erleiden dabei Durststrecken, haben mitunter das Gefühl überflüssig zu sein, sind manchmal frustriert, weil es scheint, dass unser Bemühen kein Gehör findet, nicht gesehen wird. Diesen Frust auszuhalten und sich die Hoffnung zu bewahren, dass sich immer etwas ändern kann, mag diese Änderung auch noch so klein sein – *das* ist was wir lernen können.

„Völkerverständigung“ hört sich ambitioniert, fast furchteinflößend an. Davon sollten wir uns nicht abschrecken lassen. Völkerverständigung heißt schlicht, sich interessiert zeigen an dem „Anderen“, zuhören (sich zurücknehmen), sich austauschen über Gemeinsames und Verschiedenes – ohne dabei Gehörtes und Gesagtes anhand eines Kriterienkataloges in „Gut“ und „Schlecht“, „Schwarz“ und „Weiß“ einzuteilen. Mir war es beispielsweise immer wichtig, meinem Gegenüber zu signalisieren, dass ich die „Einzigartigkeit“ bestimmter gesellschaftlicher Problemlagen in der chilenischen Gesellschaft (an-)erkenne, ihn aber gleichzeitig darauf hinzuweisen, dass wir in Deutschland – wenn auch in Umfang und Ausmaß anders geartet – ähnliche Probleme haben, wie etwa Alltagsrassismus („Die Ausländer klauen unsere Arbeitsplätze“), soziale Ungleichheit und Machismus. Damit beabsichtigte ich eine Brücke zu bauen. Denn weder in Chile, noch in Deutschland (Europa) läuft alles gerecht zu.

Die Bewusstheit über die privilegierte Situation, in der wir Westler\_innen uns befinden, die wir Zugang zu so vielen essentiellen Dingen des Lebens haben, Wasser, Bildung und Gesundheit, und überdies die Möglichkeit haben, in ferne Länder zu reisen, kann durch einen Freiwilligendienst nicht geschaffen, wohl aber verstärkt werden. Ein „theoretisch“ offener Blick gewinnt dann an Bildern aus der „Praxis“.

## *Meine Liebeserklärung an Chile...*

Ich fühle mich auch deshalb privilegiert, weil ich ein Land kennen- und lieben lernen durfte, das mir so viel gegeben hat, mehr als ich für möglich hielt. Ohne Qualifizierung, ohne ausreichende Sprachkenntnisse – so lernten mich die Chilenen kennen. Und trotzdem haben sie mich herzlich aufgenommen, mich zuvorkommend unterstützt und mir stets das Gefühl gegeben, willkommen zu sein. Sie zeigten sich interessiert und freuten sich gleichermaßen über Interesse an ihrem Land, ihrer Geschichte, ihrer Kultur und ihren Eigenheiten.

*Ihre fast unheimlich anmutende Entspanntheit, wenn sie in einer gefühlt kilometerlangen Schlange anstehen müssen; ihre warmherzige Großzügigkeit, wenn sie einem wie selbstverständlich und obwohl fremd im „doppelten“ Sinne Essen und Schlafplatz anbieten; ihre lebenswürdige Auskunftsfreudigkeit, wenn ich mich mal wieder verirrt hatte (selbst in San Felipe war das möglich); ihre Art sich über gesellschaftliche Ungerechtigkeiten lauthals zu empören; ihre verspielten, oft sehr schadenfreudigen Albernheiten, mit denen sie zeigen, dass sie einem wohlgesonnen sind (hoffentlich habe ich das nicht missverstanden!)...all das und vieles mehr hat mich in Chile so wohlfühlen lassen.*

Mag sein, dass ich im Nachhinein einiges verkläre, vielleicht gehört das zum Verarbeitungsprozess dazu. Auch lässt sich sicherlich nicht „die“ chilenische Mentalität auf ein paar Wesenszüge herunterbrechen; erst recht nicht, wenn man bloß ein Jahr in Chile gelebt hat. Trotzdem: so oder so ähnlich habe ich Chile erlebt.

Ich hatte das große Glück auch den Norden und Süden Chiles kennenzulernen, seine atemberaubenden Landschaften, die extremen klimatischen Unterschiede. Im Norden die Wüste, im Süden wunderschöne, immergrüne und saftige, verregnete Wälder. Auf meinen Reisen habe ich viele freundliche Menschen kennengelernt, und Freunde gefunden.



*Norden*

*Süden*



Als mir Anfang des Jahres noch etwa zehn Urlaubstage blieben, entschied ich mich bewusst dafür, diese – entgegen meiner Planung auch Peru und Bolivien zu bereisen – in Chile zu verbringen. Ich besuchte Freunde in Valparaíso (meine Lieblingsstadt), Santiago und Lautaro. So konnte ich nicht nur mehr Zeit mit Freunden verbringen, sondern meist auch mit deren Familien. Bevor ich nach Chile kam stellte ich mir Familientreffen, besonders die anderer Familien, als eher anstrengend vor. Entgegen dieser Befürchtung erlebte ich die chilenischen Feste, an denen ich teilnahm, als sehr fröhlich. Es wird viel gegessen, gelacht, gesungen und getanzt. Die Chilenen – so sagten mir einige – gelten unter den Lateinamerikanern als „Trauerklöße“. Dass das nicht stimmen kann, oder aber „die anderen“ derart fröhlich sein müssen, dass dies mit „normalem“ Maßstab nicht mehr erfassbar ist, da bin ich mir sicher. ;-)

Ich kann gar nicht in Worte fassen, wie dankbar ich für dieses intensive Jahr bin. Chile war alles. Spannend, unvorhersehbar und überraschend, aufwühlend, lehrreich, inspirierend, augenöffnend, wunderschön. Ich bin dankbar für alles Erlebte, für die Menschen, die ich kennenlernen durfte.

Ja tatsächlich, mit Kleinem fing ich an, mit Großem hörte ich auf. Ich bin gegangen, als es am schönsten war. Ich wünsche mir, dass alle nachfolgenden FIFAr-Generationen ähnliches von ihrem Jahr sagen werden.

Ich danke meiner Entsendeorganisation FIFAr von Herzen, dass sie mich nach Chile geschickt hat; ihr habt mir damit ein großes Geschenk gemacht!

Auch danke ich all jenen, die mich über das ganze Jahr hinweg mit aufbauenden Worten aus der Ferne unterstützt haben! Ihr habt mich jetzt wieder ;-)

Muchos saludos aus dem ungewöhnlich heißen Bonn,



*Eure Lena*